

Nr. 273. Bromberg, den 14. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von K. R. G. Browne.

(14. Fortsetzung.)

Mr. Cherry fluchte nochmals und ging zur Türe. Aber noch ehe er sie erreicht hatte, wurde sie von außen geöffnet und der Sekretär selbst stand vor ihm.

Es kommt nicht oft vor, daß zwei Menschen völlig verschiedenen Charakters zu gleicher Zeit und aus dem gleichen Grund ganz dieselben Empfindungen hegen; jedoch die wirren Gedanken, die jetzt in Mikes Hirn kreisten, waren nur die Wiederholung derer, die Mr. Cherry beherrschten. Das Verschwinden der Schmuckkassette aus dem Schirmständer hatte auf Mike ebenso gewirkt, wie ihr Verschwinden aus der Kohlenkiste auf seinen Stellvertreter. Der Pseudo-Sekretär war von dem unbegreiflichen Ereignis aus dem Gleichgewicht gebracht; weder hatte jemand gesehen, wie er die Kassette versteckte, noch konnte während der kurzen Zeit, die seitdem vergangen war, irgendwer einen Schirm, Stock oder eine Hundspeitsche benötigt haben. Und während er über das Rätsel nachsann, befiel ihn ein plötzlicher Schrecken, als ihm seine eigene Lage zum Bewußtsein kam. Denn schließlich war er jetzt für den Verlust der Kassette verantwortlich. Er hatte sie in der Absicht verborgen, sie zurückzugeben und diese Rückgabe lag nun nicht mehr in seiner Macht. Er begann leicht zu schwitzen, als ihm alle beängstigenden Möglichkeiten der Situation klar wurden. Er hatte die Schmuckkassette gehabt und er hatte sie verloren; wenn er sie nicht sofort wieder erlangte, mußten unfehlbar sehr unangenehme Verwicklungen daraus entstehen.

Natürlich dachte er sofort an Mr. Cherry, sowie Mr. Cherry unter den gleichen Umständen an ihn gedacht hatte. Nachdem dieser edle Ritter die Kassette einmal gestohlen hatte, warum sollte er dieses nicht ein zweites Mal getan haben? Augenscheinlich war er wohl im Garten gewesen, als der Schirmständer seinen ungewöhnlichen Inhalt empfangen hatte, aber traue einer diesen erfahrenen Juwelendieben. Jedenfalls konnte niemand anders in Betracht kommen. Und seinem augenblicklichen Impuls gehorchend, der durch die ernste Gefahr seiner eigenen Lage noch einen Ansporn erhielt, schritt Mike durch die Halle, öffnete die Türe der Bibliothek und stand dem Verdächtigen gegenüber. Mr. Cherry begrüßte ihn mit einer finsteren Miene, die ihn zu Boden geschlagen hätte, wenn Mienen diese Macht gegeben wäre, aber auf den ingrimmigen jungen Mann machte sie gar keinen Eindruck.

„Hören Sie — —“ begann Mike hitzig.

„Hören Sie — —“ sagte Mr. Cherry im selben Augenblick.

Beide schöpften tief Atem und fingen wieder an.

„Ich möchte wissen — —“ sagte Mike.

„Ich will etwas — —“ sagte Mr. Cherry gleichzeitig.

Dieses improvisierte Duett wäre vielleicht noch lange fortgesetzt worden, wenn sich die Türe nicht in diesem Augenblick wieder geöffnet hätte, diesesmal, um Mrs. Bytheway mit einem dicken Buch unter dem Arm einzulassen.

„Wenn Sie sich für Photographien interessieren, Sir Michael — —“, da bemerkte sie Mike; sie hielt inne und betrachtete ihn wie eine besonders reaktionäre Herzogin einen notorisch sozialistischen Straßenkehrer anschauen mochte. „Haben Sie Ihren Sixpence schon gefunden, Mr. James?“

„Ah — nein. Noch nicht. Nein.“

„Haben Sie unter den Teppich geschaut?“

„Nein.“

„Dann“, sagte Mrs. Bytheway, „würde ich an Ihrer Stelle unter den Teppich schauen.“

Mike verstand einen Wink so gut wie ein anderer, und dies war weniger ein Wink, als eine Proklamation in fußgroßen Lettern. Und da ohnehin keine Möglichkeit einer intimen Unterhaltung mit seinem Stellvertreter bestand, solange dieses weibliche Ungetüm den Schauplatz unsicher machte, zog sich Sir Michael Fairlie unter bescheidenem sekretärhaften Gemurmel gehorsam zurück. Aber unter den Teppich schaute er nicht.

*

Es ist oft gesagt worden, daß das unvermeidliche Resultat versuchten Betruges ein verwirrtes und verwirrendes Lügengewebe ist. Die Wahrheit dieses weisen Ausspruches konnten unsere beiden Betrüger, Sir Michael Fairlie und Mr. Cherry, während der Stunden, nachdem die Schmuckkassette ihrem Gesichtsfeld entschwunden war, vollauf auskosten. Es trug auch nicht zu ihrer Gemütsruhe bei, daß die Umstände, die sie zwangen, ihre Rollen zu spielen, als sei nichts geschehen, ihnen dadurch die Möglichkeit nahmen, alle ihre Energien auf das Entwirren des Rätsels zu konzentrieren. So mußte Mr. Cherry, der die Empfindung hatte, als sitze er am Rande eines ausbrechenden Vulkans, sich sofort nach dem Lunch von Mrs. Bytheway auf einen Ausflug nach einem nahegelegenen berühmten Aussichtspunkt schleppen lassen — da gab es keine Ablehnung! Mike hingegen, den der eifrige Philatelist in seinen Dienst preßte, hatte keine Wahl, als seinen Sekretärpflichten nachzukommen und sich der überwältigenden Langenweile auszuliefern, die die Markenunkundigen bei solcher Beschäftigung überfällt. Es war wohl ein äußerst verwirrtes Gewebe . . .

Langsam krochen die Zeiger ihren vorgeschriebenen Weg um die Uhr. Es ist anzunehmen, daß wo anders die Leute dies und das taten, je nach Neigung der Notwendigkeit, daß Politiker, Wohltätigkeitshyänen, Scheidungssuchende und Straßenkehrer ihren gewohnten Beschäftigungen nachgingen, während Mr. Cherry mit dem halbbetäubten Ausdruck eines Geistesabwesenden die Natur bewundern mußte und in der Bibliothek von Lindleyhaus Sir Michael Fairlie, sechster Baron in der Ahnenreihe, den wachsenden Wunsch, alles kurz und klein zu schlagen, mannhaft unterdrückend, unentwegt Markenalben mit Posterzeugnissen aus aller Welt füllte.

Der Tee wurde gebracht und rasch getrunken, die Zeit rückte langsam, langsam vor . . .

Endlich, endlich kam auch die letzte Marke an den ihr bestimmten Platz. Mr. Bytheway trocknete sich die begeisterte Stirn, mumelte noch einige ganz unverständliche Dinge und tat Mike endlich kund, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Dieser trat mit dem Gefühl, eben sieben Jahre Haft für ein nichtbegangenes Verbrechen abgebüßt zu haben, auf die Terrasse hinaus und sog in tiefen Atemzügen die vollkommen frische Luft ein.

Er hatte erst zwei Atemzüge getan, als er heftig zusammenfuhr und Briefmarken, Schmuckkassetten und ähnliche Heimsuchungen vergaß. Denn dort in zehn Schritt Entfernung saß auf einem Gartenstuhl Miß Anne Kent und strickte. Um sie spielte Violet May selbsterfundene Spiele.

Mike schöpfte noch einmal tief Atem und zögerte. Dann schob er energisch sein Kinn vor, ging zweckbewußt die paar

Schritte hin und blieb vor dem Gegenstande seiner jungen Liebe entschlossen stehen.

„Auf ein Wort“, sagte er.

Anne schaute ihn an. Mike erbleichte, aber er blieb fest.

„Was soll das alles heißen?“ sagte er.

Ihre Augenbrauen hoben sich. Eine Fremde blickte auf einen Fremden und sprach zu ihm:

„Was heißen?“

„Dies hier“, sagte Mike und wies mit unbestimmter Gebärde auf sie beide. „Diese — diese Fremdheit. Diese eisige Haltung. Was habe ich getan?“

Eine kalte Pause.

„Man sollte denken“, sagte Miß Kent dann schneidend, „es handle sich mehr darum, was ich zu tun gedenke. Ich habe mich noch nicht ganz entschieden.“

„Tun? Inwiefern? Meinen Sie in bezug darauf, daß ich kein — —“

Plötzlich stand Anne auf. Er bemerkte, daß sie außergewöhnlich blaß war und mehr als außergewöhnlich schön.

„Oh!“ rief sie. „Warum gehen Sie nicht weg? Warum bleiben Sie hier, nachdem — nachdem — —“

„Ja, was in der Welt — —?“ fragte Mike schwach.

„Ich gebe Ihnen noch eine Möglichkeit zu gehen, solange Sie können“, sagte Anne rasch. „Wenn Sie bis heute Abend nicht aus dem Haus sind, werde ich es Ihnen sagen. Komm, Violet!“

„Aber hol's der Kuckuck — ich verstehe nicht — —“ protestierte Mike und ging ihr nach. „Warum diese — —“

Anne drehte sich blitzschnell nach ihm um.

„Ach, gehen Sie weg!“ rief sie und ihre Stimme brach ein wenig. Sie packte das überraschte, aber gleichmütige Kind an der Hand und zog es ins Haus. Das Tor fiel zu.

„Herrgott!“ sagte Mike wie vor den Kopf geschlagen. Er kannte sich gar nicht aus. Hinter der Haltung dieses Mädchens stand mehr als bloßer Ärger, zum Narren gehalten worden zu sein. Da war etwas ernstlich nicht in Ordnung und er hatte keine Ahnung, was es sein könne.

„Herrgott!“ sagte er noch einmal. Und nach einer Weile wieder. „Herrgott!“

Draußen hörte man ein Horn tuten. Durch das Tor rollte die Limousine und brachte Mrs. Bytheway mit ihrem Opfer von dem Ausflug heim. Mike fuhr empor; er hatte momentan die Schmuckkassette vergessen gehabt und der Anblick seines Stellvertreters brachte ihn zum Bewußtsein, daß Sorgen selten allein kommen.

Der Wagen hielt vor der Treppe. Mrs. Bytheway entwickelte sich aus ihm und stieg gewichtig zur Terrasse hinauf, ihren Gast hinter sich. Als ihr blaues vorstehendes Auge auf den Sekretär fiel, winkte sie ihm gebieterisch zu.

„Mr. James, wenn mein Mann Sie nicht braucht, möchte ich, daß Sie meine Haushaltsrechnungen durchsehen. Sir Michael, Sie entschuldigen, daß ich davonlaufe. Es ist später, als ich dachte.“

Mr. Cherry verbeugte sich. Als er seine Hausfrau mit dem Sekretär ins Haus treten sah, sagte er Dinge zu sich selbst, die kein Gentleman laut sagen kann. Sein einziger Wunsch war in dem Augenblick, diesen verfluchten Burschen in eine Ecke zu drücken und aus ihm die Wahrheit betreffs der Schmuckkassette herauszuholen, und das wurde von einem boshaften Geschick immer wieder verhindert! Wenn die Ereignisse nicht bald in der von ihm gewünschten Richtung ins Rollen kamen, würde er alle Hoffnung auf eine Erhöhung seines Bankguthabens aufgeben und raschest einen würdigen Abgang mit leeren Händen vollziehen müssen. Übellaunig zündete er sich eine Zigarette an und schlenderte ziellos ins Haus; da traf er in der Halle Harold.

Wenn bisher in dieser Geschichte wenig von Harold gesagt worden ist, so war es, weil es wenig Erzählenswertes gab. Der junge Mr. Bytheway kann am ehesten mit einem lebenden Hohlraum verglichen werden. Von den Schultern abwärts funktionierte er ja richtig; aber vom Hals aufwärts kam er nicht in Betracht. Er verband die Intelligenz eines Mehlwurms mit der Arroganz eines Operettentenors und der Weltkenntnis eines Zulus. Die Besserung der äußeren Lebensumstände kam zu spät, als daß er Vorteile einer öffentlichen Schule, wo ihm die Einbildung von den Kameraden schon ausgetrieben worden wäre, hätte genießen können. Bis vor sechs Monaten hatte er eine unbedeutende Stelle bei einem Hausagenten mit Müh' und Not ausgefüllt; durch den Tod des Großonkels Aloysius von dieser Sklaverei erlöst, sollte er nun die Universität Cambridge mit seiner Gegenwart beglücken. Mittlerweile tat er nichts als Geld hinauswerfen und Anne belästigen. Kurz und gut, Harold Bytheway hatte wenig Liebenswertes an sich.

Mr. Cherry jedoch, wenn er ihn auch nicht liebte, war dem Jüngling freundlich geneigt, oder vielmehr seiner Unfähigkeit im Poker. Im Augenblick freilich drückten ihn wichtigere Sorgen und er begrüßte Harold mit einem zerstreuten Stirnrunzeln.

„Was ist's,“ sagte Harold, „wollen wir ein Spielchen machen?“

Mr. Cherry schüttelte seine Zerstreutheit ab.

„Ein Spielchen? Nun, ich weiß nicht — —“

„Aber kommen Sie doch!“ sagte Harold unmutig. „Ich will meine Revanche.“

Mr. Cherry betrachtete ihn nachdenklich.

„Zweifellos,“ erwiderte er, „aber — verzeihen Sie, daß ich es erwähne sollen wir um die Ehre spielen, um Nüsse oder Schokoladenbonbons? Sehen Sie, es sind doch noch diese paar Schuldscheine da — —“

Harold wand sich.

„Das weiß ich doch“, sagte er mürrisch. „Ich werde sie bezahlen, sobald ich kann. Und jetzt ist nicht von Schuldscheinen die Rede. Ich habe zehn Pfund und möchte ein bißchen was zurückgewinnen.“

„Ah!“ sagte Mr. Cherry. Zehn Pfund, wenn auch keine Reichtümer, waren immerhin zehn Pfund. Während er auf eine Gelegenheit wartete, sich mit dem Sekretär auseinander zu setzen, konnte er ganz gut dieses leicht zu habende Geld einheimsen. „Also gut, mein Junge.“ Und dann hängte er sich freundschaftlich in Harold ein und führte das Lamm zur Schlachtbank.

*

Sir Michael Fairlie saß in der Bibliothek und kämpfte einen ungleichen Kampf mit den sogenannten Haushaltungsrechnungen von Mrs. Bytheway. Die Herrscherin von Lindley Haus hätte mit ihren mathematischen Fähigkeiten höchstens in einem Kindergarten Hervorragendes geleistet und Mike war auch nicht aus dem Stoff gemacht, aus dem die höheren Mathematiker hervorgehen. Nach anderthalb Stunden schweren Kampfes blieb er geschlagen und erschöpft auf der Walstatt, wogegen Mrs. Bytheways Abrechnungen in einen Zustand geraten waren, in Vergleich zu welchem ihr früherer von kristallener Klarheit war. Er war im Begriff, seine Feder ins Zimmer und das Wirtschaftsbuch aus dem Fenster zu schleudern, als die Tischglocke zum erstenmal ertönte. Mit einem lauten Seufzer erhob er sich, fuhr sich mit der Hand über die schmerzende Stirn und wankte aus dem Zimmer. Als er nach zwanzig Minuten den Salon betrat, fand er dort Mr. Bytheway, Mr. Cherry und Jung-Harold. Der Hausherr war in eine Zeitschrift für Briefmarken vergraben, Mr. Cherry lehnte nachlässig am Kamin, während der vielversprechende Jüngling auf einem Lehnstuhl lümmelte und an seinem Daumen nagte.

„Oh, James!“ rief Mr. Bytheway beim Eintritt seines Sklaven. „Was glauben Sie? Hier steht — ach, jetzt hab' ich die Stelle verloren — nein, da ist sie — hier steht, daß die 1895 rosa Neu-Südwales — Sie wissen, die ich verloren zu haben glaubte, bis ich sie an meiner Schuhsohle klebend fand, — hier steht, daß sie fünfundvierzig Pfund wert ist! Fünfundvierzig Pfund!“ sagte Mr. Bytheway und wartete stolz auf die Gratulation.

Aber es kamen keine Gratulationen. Mike, den der Kopf noch immer schmerzte, scherte sich den Teufel um alle Briefmarken der Welt.

Mr. Cherry hatte andere Sorgen. Und Harold konnte an nichts anderes denken, als an das Schreckliche, daß er nun dem geschätzten Gast seiner Mutter alles in allem hundertsiebzehn Pfund vierzehn Schilling schuldete. Er begriff nicht im mindesten, wieso ihn dieses Unglück ereilt hatte, aber die scheußliche Tatsache bestand unbestreitbar, und da sein gegenwärtiges Vermögen ungefähr hundertsiebzehn Halfpence betrug, erlitt seine Lebensanschauung eine schwere Verdüsterung. „Wenn ich sie wirklich verloren hätte,“ fuhr Mr. Bytheway, leicht gedämpft durch den Mangel an Teilnahme, fort, „weiß ich nicht, was ich — — Ah, da bist du ja, meine Liebe!“

Ja, da war Mrs. Bytheway unleugbar und kam herangesegelt wie eine aufgetakelte Fregatte. Und wie sie sich so voller Pracht näherte, fuhren zwei der Anwesenden sichtbar zusammen und starrten sie mit aufgerissenen Augen wie nicht recht gescheit an.

Denn Mrs. Bytheway, die fand, daß man des Guten nie zu viel haben könne, hatte sich wieder mit allem behängt. Halsbänder, Ohrringe, Anhänger, — alles war da. Auf der geometrischen Mitte ihres Buses thronte die italienische Brosche aus dem achtzehnten Jahrhundert, und über ihre ganze üppige Person waren gleißende Objekte verstreut und strahlten hell im Lichte. Als sie die starr gebannten Blicke bemerkte, die der Gast und der Sekretär auf sie geheftet hielten, lächelte sie hold, höchst geschmeichelt von der vermeintlichen Bewunderung ihrer Erscheinung.

„Ei, Sir Michael!“ sagte sie schelmisch. „Ist etwas geschehen? Sie sahen aus, als hätten Sie einen Schrecken gehabt.“

Von der Türe her erklang die erzbischöfliche Stimme des Dieners.

„Das Diner ist serviert, gnädige Frau.“

(Fortsetzung folgt.)

Schneefall.

Himmelslinnen, das du hütend
Nieder fällst
Und die Erde, reich begütend,
Still umfangen hältst:
Bring' auch Ruhe meinem Herzen!
Decke du
Meiner Unrast Leiden, Schmerzen
Leise, leise zu!

Wilhelm Graf.

Der Himmelsgrenadier.

Historische Skizze von Friederike von Krosigk.

Es war im Jahre des Heils 1711. Eine sengende Julisonne brütete über der friedsamen Haupt- und Residenzstadt Dessau, als gegen elf Uhr vormittags die große gelbe Postkutsche durch die Steinstraße gerumpelt kam und geräuschvoll vor dem Gasthause zu den Drei Kronen hielt. Ein paar Buben versammelten sich begierig um das Ereignis, und auch der Wirt trat eilfertig vor seine Tür; aber dem gewaltigen gelben Bauche des Wagens entstieg nur ein einziges armseliges Männlein, dem ein ziemlich fadenscheiniger schwarzer Rock schlotternd um das schmächtige Gebein hing.

Das Männchen machte sich sofort auf den Weg zum Schloß, doch zog er es vor, nicht über das holprige, grasdurchwachsene Pflaster des sonnenheißen Platzes, sondern an seinem Rande entlang zu wandern, unter dem kühlen Laubengange, der sich an die altehrwürdige Schloßkirche schmiegte. Augenscheinlich drückten ihn schwere Gedanken, und an dem Schweiß, den er sich emsig mit dem roten Sacktüchlein von der Stirn wischte, war die Julisonne sicher nicht allein schuld. —

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte vor kurzem für sein Grenadier-Regiment, das in Halle in Garnison lag, einen neuen Feldprediger angefordert, und auf solches Ansuchen hin war der Predigtamtskandidat Amadeus Häberlein von einem hohen Consistorio nach Halle geschickt worden, um sich dem fürstlichen Befehlshaber vorzustellen. Dort hatte ihm ein schnauzbärtiger Feldweibel, nachdem er ihn spöttisch von oben bis unten gemustert, kund getan, der durchlauchtigste Obrist weile zurzeit regierenderweise in seiner Residenzstadt, wohin sich der Herr nur wenden solle, und er, der Feldweibel, wünsche ihm viel Glück auf den Weg. Er möge aber zuvor seine Knochen nachzählen, damit ihm nachher auf dem Heimwege keiner fehle.

Das war nun Häberleins geringste Sorge. Aber was hatte er in der guten Stadt Halle nicht alles vom Regiment Anhalt hören müssen! Erschreckend wilde und rohe Burschen sollten es sein, die weder Gott noch Teufel fürchteten und sich nicht genug tun konnten mit Zechen, Knobeln und allerlei Schändlichkeiten. Und unterwegs hatte ihm der Postillion auf eine beiläufige Anfrage achselzuckend erwidert: „Wie der Herre, so's Gescherre." Nein, Amadeus Häberlein hatte kein großes Vertrauen zu diesem Posten. Aber sollte er bei der ersten Widerwärtigkeit im selbstgewählten Beruf feige zurückschrecken? Kopf hoch! Versucht mußte es wenigstens werden.

Mit diesem Entschluß trat er aus dem letzten Bogen des Laubenganges und befand sich nun der berühmten Schloßapotheke gegenüber, aus der sich der Vielgestrenge seine Gemahlin, die liebreizende Anneliese Föhse, geholt hatte. Die wurde doch auch. wie es schien, mit ihrem Leopold fertig, und von einem Weibe wollte sich Amadeus Häberlein nicht beschämen lassen. Zur Stärkung seines Mutes trat er ein, ließ sich einen tüchtigen Absynth geben und schritt erhobenen Hauptes geradewegs auf das Hauptportal des Schlosses zu.

Der Fürst war soeben von der Frühpirsch gekommen. Er hatte seinen Hut auf einen Stuhl geworfen und betrachtete aufmerksam das Gebräch eines frisch erlegten Keilers, als Häberlein, von einem eisgrauen Lakaien angemeldet, eintrat. Leopold wandte sich um und betrachtete ihn mit durchdringenden Blicken.

„Er ist mir also vom Berliner Consistorio hergeschickt? Führen sie dort lauter so kleines Kaliber?"

„Seit das Pulver erfunden wurde, ist das Kaliber nicht mehr die Hauptsache, Ew. Durchlaucht", meinte der Kandidat ernsthaft und zückte seine Zeugnisse.

„Verschon Er mich mit seinem Papierzeug. Mag alles recht gut sein, aber kann mir nichts helfen. Jeder Flügelmann von meinen Grenadieren kann Ihn bequem auf den Arm nehmen. Hat Er keine Angst vor einer Horde Soldaten?"

Da wuchs Amadeus Häberlein um mehrere Zoll. „Halten zu Gnaden, Ew. Durchlaucht, ich bin selber ein Grenadier und stehe im Dienste des höchsten aller Feldherren. Da würde mir die Angst übel anstehen."

„Brav Herr Himmelsgrenadier!" schmunzelte der Dessauer. „Aber seh' Er, Pfäfflein, mit meinen Soldaten ist das ein eigen Ding. Im Felde, da kann man was mit ihnen anfangen. Da schlagen sich die Kerls wie die Löwen und marschieren, daß es eine Lust ist; aber nach drei Tagen Garnison fährt ihnen der Teufel in den Leib. Sie ludern herum wie die räudigen Hammel, raufen, saufen und räsonieren. Sie verkaufen das Hemd vom Leibe und bringen's durch, und mehr als einer ist schon unter'm Galgen durchgewischt. Soll ich die Rackers alle Tage Spießruten laufen lassen? Nützt auch nichts. Was fängt Er nun an mit solchen Kujonen? Traut Er sich, da was auszurichten?"

„Ich hoffe", erklärte Häberlein ruhig, „mein himmlischer Feldherr wird mich nicht im Stiche lassen. Wenn mir der Beistand des irdischen ebenso sicher ist . . ."

„Na", meinte der Fürst, „dann laß Er mich einmal sehen, was Er kann. Denk Er sich jetzt, Er hätte so einen Erzlümmel vor sich, und nun frisch vom Leder gezogen!"

Damit stülpte er sich seinen Dreimaster in den Nacken, stemmte die Arme in die Seiten und fixierte sein Gegenüber mit rollenden Augen.

Dem schlug eine Sekunde lang das Herz im Halse. Aber dann faßte er sich und begann also: „Lieber Freund, warum schiebst du deinen Hut ins Genicke, schwankst umher und schaust darein wie ein Kalb, so man abgestochen? Wahrlich, du bist vom Ebenbilde Gottes weiter entfernt denn ein Rind oder Schaf, das mit Fressen und Saufen aufhöret, wenn es genug hat. (Hier rückte der Dessauer seinen Hut grade.) Weß bist du also stolz, daß du dich in die Brust wirfst und gar groß tuest? Etwan, weil du einen Markthelfer verprügelt oder einer Magd dich bemächtigt hast? Wahrlich, solcher Ruhm ist für einen wackeren Soldaten allzu billig. Solches gereicht deinem Regiment zur Schande (hier hob er seine Stimme) und bedeutet deinem Obristen, so ein ehrbarer Mann ist, ein Greuel. (Der Delinquent schlug die Augen nieder.) Darum kehre um, du Lotterbube, solange es noch Zeit, daß du nicht den Raben zum Fraße werdest. Denn wenn du es fürder also treibst, kannst du weder der irdischen noch der ewigen Gerechtigkeit entgehen. Ein Strick wird dein Ende sein, sintemalen ein Schuß Pulver für deinesgleichen zu gut ist!"

Leopold war längst auf einen Stuhl gesunken; aber der Kandidat war jetzt gut im Zuge. „Willst du", so donnerte er sein Opfer an, „durchaus am Galgen sterben statt eines ehrlichen Soldatentodes, du Hundsfott, elendiger, du . . ."

Hier brach er jäh ab. Denn plötzlich vernahm er hinter sich leise Schritte, und eine milde Stimme rief in tiefer Bekümmernis: „Aber Leopold! — Leopold! — Was hast du denn verbrochen?" Die Fürstin hatte im Nebenzimmer mit wachsendem Staunen eine zornige Stimme vernommen, die nicht ihrem Gemahl angehörte, und als das Ungewitter immer heftiger wurde, ließ ihr die Ungewißheit keine Ruhe mehr. Ganz leise war sie eingetreten und sah nun mit fassungslosem Entsetzen den tobenden Bußprediger und vor ihm den Fürsten als ein Bild der Zerknirschung.

Der erhob sich aber jetzt und sagte vergnüglich: „Still, Annelieschen. Diesmal war dein Alter unschuldig. Wir haben nur ein kleines Examen gehalten, um meinem neuen Feldprediger auf den Zahn zu fühlen. Aber er hat trefflich bestanden. — Und nun schaffe, daß wir bald etwas zu essen bekommen und der Himmelsgrenadier mit uns speisen kann. Denn man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

Marusch.

Skizze von Helene Kaminski.

Der Torfbauer Bartel saß am Herd und wärmte sich an der Glut. Eigentlich saß er nur seiner kleinen Tochter zu Liebe da; blaurot glänzten ihre steif gefrorenen Händchen. Eben war sie aus dem herbstlichen Walde gekommen. Bartel strich mit der harten Hand über das feine Blondhaar. Weinerlich verzog die Kleine den Mund. „So fein ist sie!" dachte Bartel. „So empfindlich. Wie kommt das zarte Püppchen in mein Haus?" Ja, die Mutter war auch eine Zierliche, Schlanke gewesen, sie starb an der Lungenschwindsucht. Für so feine Menschenkinder war es wohl zu unwirtlich in seinem kleinen Bretterhäuschen am weiten Moor. Aber gern gedachte er der Zeit, da die Erste noch lebte. Er fühlte ihr stilles, liebes Walten, wenn er des Abends müde am Herd saß und sann.

Dann aber hatte er die Marusch genommen. Ein schwarzer Teufel war sie. Im Hause kehrte sie das Unterste zu oberst und ließ nicht nach, den ganzen Tag zu zanken und zu streiten. Ach, und das kleine Mädchen hatte zu leiden! Manchmal traute sich der Bauer nicht, ins Moor zu gehen und ihr das Kind allein zu überlassen. Schließlich verbiß er sich in den Gedanken, daß sie dem Kinde ans Leben wollte

und das Bangen und Lauern ging den ganzen Tag. Langsam war der Bauer auch dieser Sorge müde geworden; er konnte mit der schnellen, bösen Zunge der Marusch nicht mit. Wenn sie auf seine „Erste" schalt, auf „die Städtische, das spinnete Ding", dem die zimperliche Tochter so ganz gliche, dann — ging er vors Haus. Die Fäuste hatten sich ihm manchmal geballt, und der Arm war schon erhoben. Aber, ein Weib schlagen, nein, das widerstrebte seinem Gefühl. Nur im Wirtshaus haute er zu, wenn ihm einer zu dumm und grob kam. Er wischte mit der Handfläche am Hosenbein entlang. „Nein!" gelobte er sich. „Schlagen will ich die Marusch nicht, selbst wenn sie es noch so toll treibt!"

Da kam sie in die Küche und stieß ihm das Kind von den Knien. Die Marjell sei schon verzärtelt genug, er brauche sie nicht noch auf dem Schoß zu wiegen. Das sollte ein Landkind sein? Vor jedem Hund liefe es davon, das jämmerliche Ding. Ja, das kleine Mädchen war schon einige Male verängstigt aus dem Wald nach Hause gelaufen — ein Hund hätte sie verfolgt. „Na", lenkte Bartel ein, „wenn der Hund sehr groß war — das Kind ist klein und zart —, dann kann man das schon verstehen."

„Marsch!" Die Marusch warf das Kind vor die Tür. „Hol Reisig, der nasse Torf will nicht brennen!" Eingeschüchtert ergriff das kleine Mädchen den leeren Sack und lief über den Hof in den Wald. Bartel hatte es nicht verhindern können. Als er vor die Tür trat, um nach dem Kinde zu rufen, war es schon in dem niedrigen Tannengebüsch verschwunden. Er stand lange und sann nach, wie er alles ändern könnte, damit endlich wieder Frieden ins Haus käme. Das kleine Mädchen in die Stadt geben? Dazu langte das Geld nicht. Die Marusch fortjagen? Die wäre wiedergekommen. Das Haus hätte sie ihm angesteckt. Müde war er geworden von all dem Kampf.

Als er ins Haus zurückkehrte, begann es zu dunkeln. Wildgänse zogen in scharfem Dreieck über die Heide. Ein früher Herbst, ein harter Winter standen zu erwarten, wenn die in Scharen nach Südosten wanderten. Bartel setzte sich ans Feuer und sann. Immer gingen seine Gedanken um das Kind. In seiner schwerfälligen Art wußte er es sich gar nicht zu deuten, warum sich alle seine Gedanken immer um das Kind drehten. — „Marusch!" rief er plötzlich aus seinem Sinnen. „Wenn dem Kind je etwas zustößt, schieß ich dich tot!" Der Ton seiner Stimme war so, daß Marusch erschrak. Zum ersten Male wußte sie keine Antwort und warf nur zornig ein Stück Torf in die Glut, daß die Funken stoben. Bartel stand im Feuerschein und legte die geballte Faust auf den Tisch. „Daß du's weißt, es geschieht!" Dann sprach er ruhig weiter, vom Vieh und dem neuen Torfstich.

Wagen und Reiter rasselten vor der Tür. Bartel horchte auf, und die Marusch lief neugierig zur Tür. Die wurde schon aufgestoßen, und der Förster trat in die Stube. „Los Bartel!" rief er. „Nimm die Flinte, wir haben ihn eingekreist. Drück du mit den Leuten durch die Fichtenschonung, wir stoßen von der anderen Seite vor." Der Bauer sah den Förster an; ohne zu fragen, um was es ging, griff er froh zur Flinte.

„Was wollt Ihr schießen, was ist eingekreist, Herr Förster?" rief die Marusch. — „Na, der Wolf, Marusch. Ehe er noch Menschen reißt, wollen wir ihm den Garaus machen!" Die Marusch und der Bartel schrien auf. „Herr Förster, unser Kind ist im Wald!" — Der Förster stampfte mit dem Stiefel, daß die alten Dielen krachten. „Seid Ihr Menschen oder Vieh? Lebt Ihr auf dem Monde? Seit Wochen spüren wir dem Wolf nach, die Landjäger geleiten die Weiber und Kinder durch den Wald — und Ihr schickt das Kind allein dahin und noch dazu bei Dunkelheit!"

Da sah der Förster ein seltsames Schauspiel. Die Marusch stellte sich mit geschlossenen Augen an die Wand: „Schieß Bartel, schieß! — Ich hab's verdient." Aber der Bartel war schon lange zur Tür hinaus und rannte dem Walde zu. Die Marusch wollte hinterdrein, doch der Förster nahm sie hart beim Arm. „Hier geblieben, damit du uns mit deinem Geplärr nicht den Wolf vergrämst!" Er ging hastig den anderen Männern nach. — Die Marusch raffte sich auf und lief auch zum Walde. Sie konnte nichts sehen, so groß war schon die Dunkelheit. An einem Holzstoß sank sie nieder. „Allmächtiger!" sie hörte das Kind ganz deutlich erzählen von dem großen Hunde mit den blanken Augen. Sie sah es vor sich, wie es blaß und verschüchtert im Hof, im Zimmer, am Herd stand. Ein heißes Mitleid mit dem armen, gequälten Mädchen stieg plötzlich in ihr empor. Wenn ein jähes Geschick es ihr doch einmal wieder geben wollte, nur einmal noch! Die Marusch heulte auf wie ein Tier, dem man das Junge genommen hat. Sie riß sich zusammen und lief weiter, geradewegs in die Schützenkette. Sie wußte das, aber ihrer wilden Art war das gleich. Mochten die Kugeln sie treffen! Nur nicht warten, bis man ihr vielleicht das Kind brachte, das der Wolf gerissen hatte. Und der Bartel, der Mann, wie sie sich nach ihm sehnte! Mochte dem Kind sein ganzes Herz gehören. Sie meinte, daß auch ihrem Herzen das Kind jetzt plötzlich am nächsten stand. Sie jagte weiter — Schüsse fielen — Männer riefen, sie hörte nichts. Plötzlich war alles dunkel. War der Arm beim Fall ausgerenkt, oder was war sonst geschehen? Er schmerzte und brannte. Nun stand sie wieder auf den Füßen, und der Förster führte sie. „Marusch, das hätte schlimm ausgehen können. Du bist ins Jagen gerannt. Noch ein paar Zentimeter nach rechts, und wir hätten dich neben dem toten Wolf betten können."

„Herr Förster, das Kind, das Kind, ich hatte solche Angst um das Kind!"

Bartel hielt sein Kind fest umschlungen und ging hinter den Beiden her. Nun trat er vor und begann eine Schmährede gegen die Marusch: „Herr Förster, das Mensch, de Marusch . . ." Weiter kam er nicht, die Marusch war vor ihm nieder geglitten, ihre Lippen berührten den Stoff seiner Jacke, seine Hand, schließlich das blasse Gesichtchen des Kindes. Mit festem Griff nahm sie das Kind von Bartels Arm. „Nu bist min Dochter, un ek bin din Modder — ek bin din Modder!" Das sagte die Marusch wieder und immer wieder.

Dem Bartel wurde das Herz auf einmal froh. Und mit Erstaunen, als sähe er es zum ersten Male, sah er, wie stark und hübsch die braune, wilde Marusch doch war.



Bunte Chronik



* **Tierkäfige für Menschen.** Als der englische Dampfer „Clan Lamont" vor einigen Monaten in Benguella in Portugiesisch-Südwestafrika vor Anker lag, wurde der zweite Steuermann des Fahrzeugs unter der Anklage des Diebstahls festgenommen. Es handelte sich um ein paar Sachen, die bei dem Postmeister der Stadt verschwunden waren. Der Steuermann beteuerte seine Unschuld, an der der Schiffskapitän auch keinen Augenblick zweifelte, zumal die verschwundenen Sachen einen ganz geringen Wert hatten. Trotz der Fürsprache der englischen Behörden wurde der Steuermann in Untersuchungshaft genommen und vom Gericht zu einer Gefängnisstrafe von 450 Tagen verurteilt. Die Verhältnisse in dem Gefängnis von Benguella sind aber derartig haarsträubend, daß sie jeder Schilderung spotten. Im Vergleich mit den Zuständen in einem portugiesischen Gefängnis ist das Leben der Inder in einem englischen Gefängnis ein paradiesisches Dasein. Hunderte von Gefangenen, weiße und farbige durcheinander, schmachten in einem unterirdischen Raum, in dem sie an die Mauern angekettet sind. Viele Gefangene sind in schmutzigen Käfigen untergebracht, die man in einem europäischen zoologischen Garten für Tiere zu brauchen niemals wagen würde. Das Gefängnis mit seinen Käfigen ist zur Zeit der Blüte des Sklavenhandels erbaut worden. Hier harrten von Portugiesen gefangen genommene Neger ihrer Transportierung nach Amerika. Es klingt wie eine Ironie des Schicksals, daß heute in denselben Käfigen weiße Menschen unter der Bewachung schwarzer Soldaten eingesperrt werden.

Lustige Rundschau



* **Au weh.** Der berühmte „Zirkuskönig" Barnum besaß einen sehr gelehrigen Elefanten, den er Klavier spielen ließ. In Pittsburg bekam er ein neues, extra stark gebautes Klavier, doch kaum hatte er sich davorgesetzt und die Noten aufgeschlagen, als er plötzlich starr auf die Tasten niederblickte, während große Tränen ihm den Rüssel entlang liefen. „Was ist denn los, Caliban?" fragte der Lehrer. Caliban berührte mit dem Rüssel leise die weißen Tasten — der arme Kerl hatte in dem Elfenbein die Zähne seiner geliebten Schwiegermutter erkannt.

*

* **Sie weiß Bescheid.** Nachdem Fräulein Großfuß sämtliche Schuhe durchprobiert hat, meint sie zu der Verkäuferin: „Sie haben noch immer keine Ahnung, was ich eigentlich suche." — „Doch", meint diese, „Sie suchen Schuhe, die innen groß und außen klein sind. Leider haben wir diese Sorte gerade ausverkauft."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.